

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Lauhaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die Ogepaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.00 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Lauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Finanzkommission des Reichstags verabschiedete die Abstimmung über die Brauntweinsteuervorlage bis zur zweiten Lesung, um die Kompromißverhandlungen zwischen den Blockparteien nicht zu stören.

Die Wahlprüfungscommission des preussischen Abgeordnetenhauses erklärte vier sozialdemokratische Mandate wegen des angeblichen Wahlerrorismus für ungültig, ohne darüber vorher Beweis zu erheben.

Clemenceau provoziert mit Wortbruch und Gewaltmaßnahmen den Streik der französischen Staatsbeamten.

Das türkische Kriegsministerium hat die Mobilmachung von 40 Bataillonen zur Erhaltung der Ordnung in Kleinasien angeordnet.

Zur Beseitigung der Heimarbeitsübel.

Leipzig, 8. Mai.

Mit jener Schneekunst, mit der unsere bürgerlichen Regierungen für Sozialreform eintreten, hat nach zwanzigjähriger Agitation, der englische Handelsminister Churchill Ende April die zweite Lesung einer Vorlage im Unterhause durchgeführt, die den ersten Versuch macht, die Uebel der Heimarbeitsübel des „Sweating“ zu bekämpfen. Eine allzu heroische Bill ist es zwar nicht, aber trägt aber bedeutend die ähnlichen Vorschläge auf dem Festlande und enthält manche Prinzipien, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Das wichtigste dieser Prinzipien ist die Festsetzung eines für jede Art Arbeit in gewissen Industriezweigen geltenden Minimallohns. Zu diesem Zwecke werden für die Industrien, wo Heimarbeitsübel sehr verbreitet ist, Gewerbekommissionen (Trade Boards) aufgestellt, die ihrerseits Lokalkomitees einsehen. Wie diese, so werden auch jene aus Vertretern der Arbeiter und Unternehmer paritätisch zusammengesetzt sein, und obendrein werden die Kommissionen noch drei vom Handelsministerium delegierte Mitglieder umfassen, worunter in den Industrien, die Frauen beschäftigen, auch mindestens eine Frau sein wird, und in den Komitees unterliegen noch Vertreter aus den Kommissionen als Beisitzer fungieren. Die Lokalkomitees werden die Minimallohnrate für Stunden- und Stundtarif, entweder aus eigener Initiative oder auf Gesuch der Arbeiter oder Unternehmer, bestimmen und dann zur Entscheidung den entsprechenden Kommissionen überreichen, die die verschiedenartigen Bedingungen in den verschiedenen Orten in Erwägung ziehen werden. Ist einmal eine Minimallohnrate von der Kommission festgesetzt, so wird sie gleich für die Staats- und städtischen Lieferanten obligatorisch, und eine „weiche Kiste“ der privaten Unternehmer wird aufgestellt und

veröffentlicht, die freiwillig diese Raten annehmen. Sechs Monate und mehr nach der Festsetzung der Raten kann die entsprechende Gewerbekommission, mit Genehmigung des Handelsministeriums, diesen Raten eine gesetzliche Kraft verleihen, worauf ihre Verletzung zivilrechtlich verfolgt werden kann wie von den Arbeitern als Geldschuld, so auch von den Inspektoren, die zur Bewachung des Gesetzes und seiner Anwendung eingesetzt werden. Solange sich die ganze Sache noch im Stadium des Experimentes befindet, werden die Kommissionen und Komitees bloß für einige Industriezweige aufgestellt werden, nämlich für die Konfektions-, die Kartonagen- und Spinnwebgewerbe sowie noch ein paar andre. Das Handelsministerium aber erhält das Recht, mittels einer einfachen Verordnung, die aber mindestens 30 Tage „auf dem Tische“ des Unterhauses liegen darf — innerhalb dieser Zeit also vom Parlament angefochten werden kann —, die Anwendung des Gesetzes auf eine beliebige Industriebranche auszudehnen. Endlich wird es auch der Kompetenz der Kommissionen und Komitees unterliegen, die sonstigen Arbeitsbedingungen, wie die hygienischen und Sanitäts-einrichtungen, die Sicherheitsmaßnahmen usw., zu regulieren, zu untersuchen und mittels der Inspektoren zu kontrollieren.

So weit die Gesetzesvorlage. Ihre einzelnen Vorschriften werden nächstens einer Kommissionsberatung des Parlaments unterzogen werden, und gewiß werden viele Details umgearbeitet werden. Die Arbeiterpartei hat sich gegen die Beteiligung der Bürokratie an der Durchführung des Gesetzes ausgesprochen, und die Arbeiter der Vorlage werden in dieser Hinsicht fester Garantien geben müssen, falls sich herausstellt, daß ohne Beteiligung der Bürokratie die Anwendung des Gesetzes salutatio bleiben wird. Im ganzen und großen aber stellt die Vorlage einen zwar knappen, aber doch ernstgemeinten Versuch dar, in die Uebel der Heimarbeitsübel einzugreifen, wozu auf dem Festlande, speziell in Deutschland, bisher noch keine Spur zu bemerken ist. Besonders beachtenswert ist die Vorschrift, die dem Staate die Pflicht auferlegt, den Minimallohn anzuerkennen, wie auch jene von der „weichen Kiste“. Die Beschaffung eines Inspektorats ist auch zu begrüßen, da nur mit Hilfe einer solchen Einrichtung die Anwendung des Gesetzes kein toter Buchstabe bleiben wird, ganz abgesehen davon, daß die Inspektion auch zur Registrierung der Schwimmböden führen und die Schrecken der Heimarbeitsübel mehr in die Öffentlichkeit bringen wird.

Dennoch hat das Projekt einen Haken. Ob es wirklich etwas praktisches erzielen wird? Schon die Einstimmigkeit, mit der alle Parteien — auch die konservative — die Vorlage gebilligt haben, deutet darauf hin, daß sie die Interessen des Kapitalismus nicht allzu scharf verletzt. Natürlich sind diese Interessen nicht dieselben in allen Schichten der Bourgeoisie. Was den kleinen Sweatingsmeistern schaden kann, kann zum Vorteil der größeren Unternehmer sein, und wenn das Gesetz eine Wirkung

überhaupt ausübt, so wird es eben in dieser Richtung geschehen. In allen obengenannten Branchen gibt es größere — manchmal sogar fabrikmäßige — Unternehmungen, die für einen fixierten Minimallohn gern eintreten werden, da er ihnen einen Schutz gegen die Schmutzkonzurrenz der Sweatingsmeister gewährt und die letzteren allmählich ausmerzen wird. Wenn das die Wirkung des Gesetzes sein soll, so wird es wirklich ein wichtiges Stück Sozialreform darstellen. Allein wird es so wirken? Werden nicht die hergestellten Minimallohnrate vielmehr eine Art Tarifvereinbarungen zwischen den Arbeitern und den Unternehmern sein, die nach der Natur der Dinge nur das feststellen werden, was ist? Es ist nicht anzunehmen, daß in den Kommissionen die größeren Unternehmer in ihrem Kampfe mit den kleineren eine Unterstützung finden werden, sei es bei den ministeriellen Mitgliedern oder gar bei den armen, unwissenden und unorganisierten Arbeitern und Arbeiterinnen, deren kümmerliches Dasein eben von den Sweatingsmeistern abhängt. Vielmehr muß man erwarten, daß die ministeriellen Beisitzer sich berufen fühlen werden, die Interessen der „Schwächeren“ zu verteidigen und in diesem Falle würden die Lohnrate so fixiert werden, daß sie auch für die kleinen Unternehmer annehmbar sind. Das aber würde heißen, nicht einen Minimallohn, sondern eine Tarifgemeinschaft aufstellen, wodurch das Sweatingsystem erst recht legalisiert und beseitigt werden würde. Indessen nur die Erfahrung wird alle diese Punkte klären, und wir müssen daher die praktische Wirkung des Gesetzes abwarten.

Charitas.

Die Arbeiterklasse hat in ihrem Befreiungskampfe nicht nur und sogar nicht einmal in erster Linie die materielle Gewalt der Unterdrücker zu überwinden. Der Hauptinhalt des Kampfes besteht in einem Kampfe um das Proletariat, besteht darin, die ganze Klasse, alle Ausgebeuteten für die sozialistischen Ideen zu gewinnen und sie aus der geistigen Anarchie überlieferter Anschauungen zu befreien. In dem Maße wie dies erreicht wird, brechen die Gewaltmittel der herrschenden Klasse immer mehr zusammen.

Dieser Kampf fängt an, sobald der vorgeschrittenste Teil des Proletariats für Arbeiterschuh eintritt und materielle Hilfe seines Glendes fordert. Dann treten ihnen die Verteidiger des Kapitalismus mit Argumenten entgegen, die meist den überlieferten christlichen Anschauungen entnommen sind. Damit sollen die christlichen Arbeiter davon abgehalten werden, sich den Forderungen ihrer Kameraden anzuschließen; sie werden zwar von diesen Forderungen, die ja ihrer eigenen Lebenslage entsprechen, mächtig angezogen, aber zugleich werden sie durch die Kraft der religiösen Glaubenssätze festgehalten. Sie sind unsicher, was zu tun, und damit ist vorläufig der Zweck erreicht, die Arbeiterklasse zu spalten und zu verhindern, daß sie sich mit ihrer ganzen ungeteilten Kraft hinter jene materiellen Forderungen stellt.

Seuilleton.

Das Herz.

Roman von Peter Egge.

Kapitel verboten.

Sie sahen einander nur bei Tische. Am Abend sah er im Kontor und arbeitete oder oben in seinem Schlafzimmer, das zum Teil ein Arbeitszimmer mit Bücherbord und Schreibtisch geworden war. Oder er machte einen Spaziergang auf die Mole hinaus.

Bei Tische sprachen sie beide mit den Kindern, aber nicht miteinander, nicht einmal ein Wort über Geld oder häusliche Angelegenheiten. Sie konnte, wenn sie wollte, ein Mädchen zu dem Kassierer hinunterstehen und gegen eine Quittung Geld für das Haus und für sich erheben.

Sie fand, daß es nicht anders sein konnte, denn worüber sollten sie zusammen sprechen, ohne daß es Schmerz verursachte? Nein, er hatte recht. Sie erinnerte sich seines Briefes: „Aus praktischen Rücksichten...“

Wahr es kamen Zeiten, in denen sie Haß und Rache aus seinem sicher durchgeführten Schweigen herausfühlte. Da stand ihr der Trost wie ein Klotz vor der Brust: — sie hätte nicht anders handeln können, wie sie getan, — so verwirrt und verweht, wie sie zu jener Zeit gewesen war.

Aber der Trost floß bald über, ward von ihrem Rummern verschluckt. Und da entbehrte sie ihn; da wollte sie um Verzeihung bitten für den Schmerz, den sie ihm zugefügt hatte, Tagelang ging sie umher und fleibete diese

Bitte in Worte. Aber jedesmal, wenn sie mit ihm bei Tische saß, verlor sie den Mut. Sie meinte, die Bitte müsse ihn veranlassen, sich wie eine Wunde zusammenzuziehen.

Sie rührte den Flügel nur an, wenn sie sicher war, daß er nicht zu Hause war. Aber sicher war sie ja nie, außer wenn er sich auf dem Heidehof aufhielt, vom Sonnabend abend bis Montag morgen. Sie fürchtete, daß die Töne schmerzliche Erinnerungen in ihm wachrufen könnten. Wenn sie Musik spielte, die ihr Ragnar Breim in die Brust gebrannt hatte, geschah es wohl, daß sie aufsprang und fortlief und sich in einem Winkel versteckte und ausweinte.

Eines Abends lag wieder ein Brief auf ihrem Nachttisch.

„Ich reise morgen früh um sechs Uhr nach England und bleibe neun Tage fort.“

Sie las den Brief mehrere Male, als wolle sie vertraulich damit werden, und mit der Aussicht, die er öffnete. — Es froh sie. — Vielleicht würden es viele Jahre werden, die sie auf diese Weise zusammenlebten. Sie würden vielleicht alt werden, ehe sie nach dem Friedhof hinausgefahren wurden.

Da fielen ihr auf einmal die Jungen ein. — Die hatte sie.

Und nun war es, als legten sich wolkene, warme Deden über ihren frieren Körper, als sauge sie Stärke ein. Sie blieb stehen und schwelgte.

Die Kinder waren der Mutter in den letzten Wochen näher gekommen. Mit dem Ältesten hatte sie zu lernen angefangen. Sie hungerte nach ihnen, wenn sie mit dem Mädchen ausgegangen waren.

Sie selber machte nur des Abends, wenn es dunkel geworden war, einen Spaziergang. Sie wollte niemand treffen. Nie hatte sie mehr wie in diesen Tagen gefühlt,

wie einsam sie in der Stadt war, und wie fremd sie ihr geblieben. Nicht einen Menschen hatte sie, mit dem sie vertraulich hätte sprechen können. Niemand hatte das Bedürfnis, ihr ein warmes Wort zu sagen.

Und das war gut. Die Frauen mochten sie im Grunde nicht. Das hatte sie gefühlt, seit sie erwachsen war. Breims waren der einzige nähere Bertheer, den Elert und sie gehabt hatten. Jetzt war da niemand. An ein wenig Geselligkeit hatten sie sich früher beteiligt. Auch das sollte jetzt vorbei sein. Und das war gut! Hätte sie jetzt eine Freundin gehabt, so hätte sie nicht umhin können, dies oder jenes zu erfahren, was in der Stadt geflüstert wurde. Nein, es war am besten so, wie es war, — Der Kinder Hände in den ihren, und sie war nicht verlassen.

3.

Am zehnten Tage nach der Abreise erschien er bei Tische. Er war am Morgen angekommen und sofort im Kontor an die Arbeit gegangen.

Er nickte und fragte, wie es den Jungen gehe. Und sie antwortete, es gehe ihnen gut. „Sie haben jeden Tag nach dir gefragt.“

Sie mußte im selben Augenblick daran denken, daß dies die ersten Worte waren, die sie mündlich miteinander gewechselt, seit sie angefangen hatten zu leben, wie sie es jetzt taten.

Erst nach einer kleinen Weile erinnerte sie sich, aber ohne Bitterkeit, daß er nicht gefragt hatte, wie es ihr gehe. Aber dies bewirkte, daß sie nicht gleich ein paar allgemeine Worte finden konnte, die sie hätte sagen können. Und als sie sie endlich fand, fürchtete sie, daß die Stimme falsch klingen würde. Jetzt konnte sie den Ton nicht finden, und darum schwieg sie.

Aber diesen Nachmittag legte sie einen kleinen Brief in sein Zimmer auf seinen Nachttisch. Sie schrieb, sie ver-

Die Sozialdemokraten fordern staatliches Eingreifen in die Arbeitsverhältnisse, um die Willkür der Kapitalisten einzudämmen. Sie stellen die Pflicht des Staats auf, den Hungernden Unterstützung zu gewähren. Diesen Forderungen stellt sich die Kirche entgegen, weil sie sie als Eingriffe in ihr Gebiet betrachtet. Nicht durch staatliche Zwangsmaßnahmen können die Arbeitsverhältnisse dauernd verbessert werden, sagt sie, sondern nur durch Verbesserung der Menschen selbst, durch Beachtung der christlichen Gebote. Nicht der kalte Zwang der vom Staat auferlegten Verpflichtungen, sondern das Bewußtsein der gegenseitigen Pflichten soll Abhilfe bringen. Keine behördliche Schulweisung, die den Familiensinn untergräbt, sondern Väterlichkeit der Elternliebe und der Wohltätigkeit. Nicht ein durch tote Gesetze geregeltes kontraktmäßiges Verhalten der Menschen, sondern der lebendige christliche Sinn soll herrschen. Nicht der sozialistische Staatszwang, sondern die praktische Nächstenliebe, die christliche Caritas, soll die gesellschaftlichen Verhältnisse regeln.

Arbeiter, die noch wenig Erfahrungen des Klassenkampfes gesammelt haben und noch hinter den Personen ihrer Verdriber das kapitalistische System sehen, sind geneigt, solchen Anschauungen beizustimmen. Um so mehr, wenn sie lesen, wie im Mittelalter, als alle Menschen noch gut katholisch waren, die herzlose Geldsucht und Ausbeutung unbekannt waren, und Kirche und Privatleute um die Wette die Armen durch reichliche Almosen unterstützten. Dann denken sie, daß die Vinderung des Elends durch die christliche Caritas doch nicht eine unmögliche Utopie ist.

Die Praxis der heutigen Kirche und der Privatkapitalisten, die ihre Glaubensbrüder sind, treiben die meisten katholischen Arbeiter allmählich auf dieselbe Bahn der materiellen Forderungen, auf der ihre Klassengenossen vorwärts schreiten. Aber zu festen, einschicksvollen Klassenkämpfern werden sie erst, wenn sie den Ursprung und die Bedeutung jener christlich-gesellschaftlichen Anschauungen klar erkennen.

Diese Anschauungen sind nicht die Quelle, sondern bloß der theoretische Ausdruck der mittelalterlichen Wohltätigkeit, die als Praxis ein notwendiger Zubehör der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse war. Praxis und Theorie gehören der vorkapitalistischen Zeit, der Zeit der Naturalproduktion an, als Arbeitsprodukte und Arbeitskraft noch keine Waren waren. Die großen Vorräte erzeugter Produkte, die hier hauptsächlich Produkte der Landwirtschaft waren, konnten nicht verkauft und in der Gestalt von Geld, das nicht verdirbt, aufbewahrt werden. Was tust du mit diesem Reichtum anzufangen? Ihn verderben lassen? Sie unterhielten damit einen großen Hofstaat von Dienern und Parasiten, hielten Schmauspartien mit ihren Freunden ab und beschenkten zum eigenen Seelenheil die Armen. Die Geistlichen und Mönche konnten gleichfalls die Erzeugnisse der großen Besitztümer der Kirche zu nichts anderem als zum eigenen Wohlleben und zum Beschenken der Armen verwenden. Wenn in einer nativkapitalistischen Gesellschaft, in der die Naturalproduktion herrscht, Reiche und Arme nebeneinander leben, Personen mit vielen Produktionsmitteln und Personen ohne Produktionsmittel, so muß notwendig dieses Verhältnis entstehen, daß der Arme als Schmarotzer, als Lakai oder als Bettler einen Teil vom Reichen mitbekommt. Die christliche Caritas ist der religiöse Ausdruck dieses vorkapitalistischen Verhältnisses.

Mit dem Aufkommen des Kapitalismus und der Warenproduktion wird das ganz anders. Können die Produkte verkauft werden, so werden sie nicht mehr verschenkt. Denn jetzt ist es nötig, Geld anzuhäufen, Kapital zu sammeln. Andererseits wird es nun möglich, die Arbeitskraft vorteilhaft auszubenten, die Armen, die keine Produktionsmittel besitzen, sollen jetzt im Dienste der Kapitalisten arbeiten. Ihnen Almosen schenken bedeutet jetzt ihre Faulenzerei ermutigen und sie von der Arbeit fernhalten. Diese neue bürgerlich-kapitalistische Anschauungsweise fand in dem Protestantismus ihren Ausdruck, der die Klöster und Kirchengüter einzog und die Masse der daraus unterstützten Besten dem Elend der Landstraße und der Ausbeutung in der Fabrik überwies.

Sorglosigkeit und Geldgier traten an die Stelle der lebensfrohen mittelalterlichen Wohltätigkeit. Kein Wunder, daß die ausgebeutete Masse zäh an der Ideologie festhielt, die zu der verhassten neuen Gesellschaft im Gegensatz stand und deren Charakterzüge, unter denen sie schwer zu leiden hatte, neuerteilte. Kein Wunder, daß es jetzt Zeit kostete, bevor sie imstande ist, diese reaktionäre Ideologie aufzugeben und sich für ein besseres Ideal zu begeistern.

Mag es aber Zeit kosten, auf die Dauer kann diese Ideologie sich nicht aufrecht erhalten, gerade weil sie reaktionär

ist. Sie sucht die Rettung in einer Vergangenheit, die nicht zurückkommt. Die jede reaktionäre Ideologie, die als überkommene Erbschaft früherer Jahrhunderte in den Herzen eines Teils der Unterdrückten lebt, dient sie jetzt nur noch zur Verteidigung des Kapitalismus; denn sie stellt diese Proletariat feindlich gegenüber den Forderungen, die für den Fortschritt der Arbeiterklasse notwendig sind. Sie versucht die Aufmerksamkeit von dem einzig möglichen praktischen Weg zur Aufhebung des Elends abzulenken. Das kann aber nur zeitweilig gelingen. Gerade diese Rolle der christlichen Ideologie im Klassenkampf, die aussteigende Klasse zu spalten, öffnet den Arbeitern die Augen, sobald sie einmal die Notwendigkeit der Einheit erkennen.

Die Bewegung der französischen Staatsbeamten.

Herr Clemenceau schickt sich an, der Scharfmachergruppe um den Temps einen Gefallen zu erweisen und gegen die Vereinsfreiheit der Staatsbeamten einen entscheidenden Schlag zu führen. Die Beamten sollen provokiert werden, indem Herr Clemenceau die Honorierung der gelegentlich des letzten Postbeamtenstreiks geleisteten Versprechungen der Regierung versagt. Die gelben „Sozialisten“ Viviani und Briand, die noch vor einigen Tagen die Koalitionsfreiheit der Beamten anzustreben vorgaben, stehen heute entschlossen hinter Herrn Clemenceau. Sie sind, wie das radikal-demokratische Genie von gestern, bedingungslos zum Stiefelpüßer der Tempsleute herabgesunken.

Es sei bemerkt, daß die Regierung bei diesem „Geschäft“ stündlich die Palastrevolution zu gewärtigen hat. Ein großer Teil der Radikalen bekämpft die scharfmacherische Politik der Regierung, denn die Zeit der Kammerwahlen ist bedenklich in die Nähe gerückt, und die letzten Erfahrungen haben bereits gezeigt, daß die Beamtenschaft der radikalen Partei das Vertrauen entzog und der Sozialdemokratie zuwendete.

Wie niedrig und rechtbrecherisch die Provokation der Beamtenschaft besorgt wird, bezeugt folgender Bericht der Frankfurter Zeitung:

Ueber die Energie des Ministeriums Clemenceau gegen die Postbeamten freut sich am meisten der Temps. Statt mit einem eingebildeten und verdächtigen Ekelmut solle im gegenwärtigen Konflikt, so verlangt der Temps, mit Gerechtigkeit, mit Verständnis für die allgemeinen Interessen und mit Verächtlichung der Gesetze regiert werden; die Bürger und Steuerzahler erwarten nicht vom Ekelmut der Regierung, sondern sie verlangen eine richtige Verteidigung (!) gegen den Sozialismus und gegen die Anarchie. Aber das Blatt beglückwünscht doch die Regierung zu dem, was sie in den letzten Tagen getan hat, und spricht die Hoffnung aus, daß es ihm noch weiter verabnt sein werde, ihr Fesseln zu spenden. Darauf antwortet Herr de Vanesse in Steels, indem er folgendes ausführt: „Wir sind auch um die Zukunft besorgt und beklagen es, daß eilige Stöße in der Eile, um sich reden zu machen, die wirtschaftlichen und moralischen Interessen des Landes und der Republik vergessen. Aber wir haben uns durch die Geschichte belehren lassen und glauben nicht, daß es der Republik möglich sei, ihre Existenz durch die Gewalt zu sichern. Wir haben die Ergebnisse der Diktatur Cavaignacs, die dem Lande durch die konservativen Ausgewungen wurde, nicht vergessen, und wir wünschen nicht, daß die dritte Republik in dieselben Fehler verfallt, durch welche die zweite Republik zugrunde gegangen ist. Regt die Regierung und die radikale Majorität zu einer Politik der Repression drängen, das ist eine böse und gefährliche Täuschung. Sie steht im Widerspruch zu den Grundätzen, auf denen die Republik ruht und durch die sie sich von den Regierungen des Despotismus unterscheidet, und sie ist gefährlich, weil sie, wenn die Regierung wirklich den Fehler beging, die Radikale des Temps zu besorgen, unfehlbar zu einer Spaltung der republikanischen Regierungspartei in zwei feindliche Fraktionen führen und eine Menge braver Leute, unter den Beamten wie unter den Arbeitern, entweder der Revolution oder der Reaktion in die Arme treiben würde. Der Temps behauptet, es liege wenig daran, ob die Herren Clemenceau und Barthou die den Postbeamten gegebenen Versprechungen halten oder nicht, und er läßt die beiden Minister unverhohlen ein, ihre Verpflichtungen zu vergessen. Eine Regierung, die auch die letzten Bürger und die bescheidensten Beamten täuschen würde, wäre des Vertrauens durchaus unwürdig.“

Und diese „unwürdige“ wortbrüchige Gesellschaft wagt es, von Recht und Ordnung zu reden und zu schreiben!! Aus Paris liegen die folgenden Depeschen vor:

Paris, 7. Mai. Eine Versammlung von Bahnarbeitern beschloß, unverzüglich ein Referendum über einen allgemeinen Eisenbahnerausstand herbeizuführen, und setzte ein Streikkomitee ein.

Paris, 8. Mai. Der Verband der Post-, Telegraphen- und Telephonbeamten wird eine Erklärung anschlagen lassen, die darthut, daß die Regierung den Beamten gegenüber das zur Zeit des ersten Ausstandes gegebene Versprechen nicht gehalten habe. Sie seien entschlossen, ihre Rechte und ihre Freiheiten zu verteidigen. Die Deffenlichkeit solle entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist.

Paris, 8. Mai. Der Staatsanwalt hat dem Temps zufolge bereits das Verfahren zur Auflösung der vorgezogenen getrennten Gewerkschaft der Postbeamten eingeleitet.

Paris, 8. Mai. Die Eisenbahner hielten in letzter Nacht ihren Schlupfongreß ab, welchem 4500 Mitglieder in der Arbeitsstätte beizuhören. Es wurde folgende Tagesordnung angenommen: „Die Eisenbahner billigen entschlossen die Gründung eines nationalen Syndikats. Sie sind entschlossen, die Reform der Altersrente zu erlebigen, und zwar dadurch, daß sie an dem nicht ferneren Tage, an dem gehandelt werden soll, sich mit Begeisterung erheben, um diese Reform durch den Generalausstand zu erzwingen.“ Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben, nachdem man die Solidarität mit den Kameraden von der Postverwaltung ausgedrückt hatte.

Paris, 8. Mai. In Lyon hat die Vereinigung der Kaufleute und Industriellen beschlossen, ihre Angestellten der Postverwaltung zur Sicherung des Postdienstes zur Verfügung zu stellen.

Gewerkschaftsbewegung.

Streikbrecher und Polizei.

Stechende und schießende Streikbrecher sind keine Neuheit mehr; Messer und Revolver sind vielmehr ebenso Attribute dieser sauberen Kunst geworden, wie Summischlauch und Säbel das Wahrzeichen der Polizei. So mancher brave Arbeiter hat schon Gesundheit und Leben durch die verbrecherische Hand eines solchen Unternehmerschlingens eingebüßt, und wenn so ein Durcheinander einmal vor die Schranken des Gerichts gezogen werden mußte, so ließ Madame Justitia reichlich Milde walten eingedenk ihrer Pflicht, die Ordnung zu schützen.

Jetzt hat nun wieder in Dortmund, wo die Unternehmers die Holzarbeiter sribol ausgesperrt haben, der Revolver eines Streikbrechers Menschenleben bedroht. Bei der Firma Gruppe verrichtete ein solch „nützliches Element“ seine ehrenwerte Arbeit; natürlich war auch die Polizei stark vertreten zum „Schutze“ dieses Herrn. Das starke Polizeiaufgebot zog nun am Mittwochabend eine Menge Zuschauer an, so daß ein Polizist selbst eingestand: „Es sieht ja gerade so aus, als ob wir den Aufstand von 1848 hätten.“ Schließlich öffneten sich die Tore der Firma Gruppe, und der hier in Frage kommende Streikbrecher trat heraus, begleitet von dem Bruder des Herrn Gruppe, und bewaffnet mit einem Summischlauch und einem Revolver. Als ein Arbeiter, gereizt durch höhnische Bemerkungen des Arbeitswilligen, diesem zu nahe kam, schlug der Arbeitswillige mit dem Summischlauch auf den Arbeiter ein, der rasch flüchtete, von dem Streikbrecher aber verfolgt wurde. Anstatt den bewaffneten Arbeitswilligen daran zu hindern, setzte sich die Polizei vielmehr ebenfalls rasch in Bewegung und stürmte mit gezogenem Säbel in das Haus hinein, in das der Arbeiter geflohen war. Bald brachte sie ihn auch an einer Hand gefesselt heraus.

Während der Abführung des Gefesselten ging der arbeitswillige Geld weiter in Begleitung des Herrn Gruppe seiner Wohnung zu; die Menschenmenge war inzwischen zu einem ungeheuren Strom angeschwollen. Plötzlich beobachtete man, wie dieser mit einem Revolver hantierte. In der Menge wurden allerlei Schreidensrufe laut: eine Stimme rief: „Er schießt!“ Ein Mann, der direkt an der Haustüre stand, wich plötzlich zurück, und als der Revolverheld merkte, daß man ihn floh, lief er mit tatengeschwelter Brust hinter dem Manne her, feuerte aus seinem Revolver einen Schuß in die Menschenmenge. Frauen und Kinder stoben schreiend auseinander; glücklicherweise war der Schuß aber fehlgegangen. Empörte Rufe wurden laut; doch fiel es der Polizei nicht etwa ein, den Revolverhelden zu packen, sondern — sie verfolgte zwei der Ausser und stellte deren Namen fest!

In dem Vorgange ist eigentlich nichts Verwunderliches. Polizei und Streikbrecher sind ja die vornehmsten Stützen des Unternehmertums und kämpfen im trauten Verein für „Ordnung und Recht“.

stehe sehr wohl, welchen großen Kummer sie ihm bereitet habe. Er müsse ihn ihr verzeihen. Sie bedürfe seiner Verzeihung, denn sie wisse, daß ihr Verhalten nicht würdig gewesen sei. Jetzt läse sie und könne sich selbst sagen, wie sie als treue Frau in dieser unglücklichen Situation hätte handeln müssen. Aber damals habe sie, was er vielleicht verstehen würde, nicht Befinnung genug gehabt, dies einzusehen.

— Sie fand selbst, daß der Brief so trocken und armseelig war. Es steckte eine mehrtägige Arbeit darin — Bogen voll von enggeschriebenen Wörtern waren zerfassen und in den Ofen geworfen. Einer davon lautete:

... einmal im Laufe der Zeit sehnte ich mich danach, dich zu lieben, wünschte es und bat Gott darum. Ich wartete darauf und glaubte so sicher, daß es kommen würde. Ja, ich weiß es, du bist meiner Seele so nah gewesen, daß es in mir über das jubelte, was geschehen würde. — Ich war jung, als ich in deine Stuben einzog. Ich war naiv und selbstsüchtig — opferte nur dem, der mein Herz besaß, Vater, und kam dir nicht näher, denn ich verstand nur einen und eins: Vater und sein Lebenswerk. Ihm ward mein Bedürfnis, mich aufzuopfern, zu teil. Das hat immer in mir gelebt. Du hättest ihm einen Weg bahnen sollen — den Weg zu dir. Du machtest nur halbe Versuche. Du, der du sonst ein Mann des Handelns bist, warum handelst du nicht, als es mich zu gewinnen galt? Du errietest nur meine Wünsche. Wie ungeschickt und selbstzerstörend stolz du warst! Als du entdecktest, daß ich dich liebte, sollte ich zu dir kommen. Du wolltest nur haben, was dir gegeben wurde. Du griffst nicht zu. Daher erhieltst du so wenig. Du wolltest mit keinem andern Mann um mich kämpfen. ... am allerwenigsten mit einem, den du geringschätztest. Aber wer nicht kämpfen will, hat schon verloren. — Als Vater gestorben war, griff ich wieder und wieder nach dir. Ich wußte ja, daß ein dauerndes Glück für mich nur mit dir zusammen zu

finden sei, der du der Vater meiner Kinder warst. — Ich, die ich dich liebte, wie eine Frau ihren Gatten lieben soll, ich konnte nicht mehr tun, als ich tat. Aber du, der du mich liebtest, — warum handelstest du auch damals nicht? Warum riefst du nicht die Dornen heraus, die ich, deine Geliebte, dir in dein Fleisch gedrückt hatte? — Warum drücktest du sie tiefer hinein, so daß sie noch mehr schmerzten? — Warum klagtest du nie? Warum riefst du nie nach meinem Aufopferungsbedürfnis? — Wie fürchtete ich mich, dahin zu gleiten, wohin ich schließlich doch glitt — zu dem andern hinüber. Ja, willst du wohl glauben, daß zwischen den Tränen, die ich diese Tage vergossen habe, auch Tränen waren über das, was für dich und mich und unsre Kinder vergeudet ist, weil du den Kampf aufgabst; denn ich kenne deinen persönlichen Wert und habe ihn lange gekannt.

Sie wollte ihm diese Worte nicht senden, denn was sollte wohl danach kommen? Was weiter als Schmerz? Konnten sie das auslösen, was geschehen war? — Etwas wieder aufzuzichten? Nein.

Während sie dasaß und an diesem Bogen arbeitete, erging es ihr, wie es ihr gestern und vorgestern ergangen war, als sie an dem ersten und an dem zweiten und an allen den übrigen Anläufen zu Briefen an ihn schrieb — sie fühlte plötzlich, daß er dies nicht lesen dürfe. — Noch nicht. — Später einmal.

Bei Tisch an dem Tage, nachdem sie den kleinen Brief mit der Bitte um Verzeihung auf seinen Nachttisch gelegt hatte, sah und hörte sie nichts, das darauf schließen ließ, daß er ihn gelesen hatte. Und er richtete weder eine Frage noch eine Bemerkung an sie — alle Worte galten den Kindern.

Er wird es schreiben, dachte sie. Er ist nicht imstande, es mündlich zu sagen.

Aber es kam keine Antwort, auch am nächsten Tage nicht. Und auch nicht an dem, der darauf folgte,

So lange hatte sie sich mit dem kurzen Brief abgemüht, den sie ihm sandte, daß sie ihn auswendig wußte, und nun ging sie umher und wiederholte ihn sich, betastete jedes Wort darin, um irgend etwas zu finden, was sie nicht hätte sagen sollen. Aber sie fand nichts. Vielleicht war er der Ansicht, daß die ganze Bitte um Verzeihung plump, überflüssig sei. Vielleicht wollte er ihr nicht verzeihen. Oder er konnte nicht.

... Er hatte wohl zu entsehrlich verloren. — Vielleicht glaubte er, daß er hätte siegen können, wenn er hätte kämpfen wollen. Wenn er das selbst glaubte, mußte sein Schmerz tödlich bitter sein. Ja, einen solchen Glauben — jedenfalls eine solche Vermutung mußte er haben; denn der Mann wußte, wer er war. Er unterschätzte sich nicht. — Und da nagte vielleicht die Reue an ihm ... weil er nicht gekämpft hätte ... denn er hatte so große Kräfte in seiner Brust ... dort, wo die Reime der Selbstvernichtung so gut gedeihen. Er hätte sie herausreißen können, wenn sie ihn geliebt hätte. Aber sie hatte ihn nicht geliebt. Und darum wuchsen sie. — Und nun haßte er sie.

Mit jedem Tage, der verging, ohne daß eine Antwort auf ihren Brief kam, ward sie fester in diesem Glauben. Woche auf Woche schlich dahin. Er fragte, wenn er durchaus nicht umhin konnte, zu fragen, und antwortete ihr mit einsilbigen Worten, aber niemals heftig, niemals ungeduldig. Er verlor seine Würde auch nicht einen Augenblick. Sein Schwelgen lag da wie ein Felsen, der die Sonne ausschloß.

Wollte er sie aus dem Hause treiben? Wollte er am liebsten, daß sie die Stadt und das Land verließ?

Sie brauchte ihn nicht zu fragen. Sie kannte ja die Antwort, hatte sie ein für allemal erhalten:

„Die Jungen bedürfen der Aufsicht.“ Und „Du hast beständig keine Freiheit.“

(Fortsetzung folgt.)